





Aus dem Amerikanischen
von Silvia Morawetz
und Werner Schmitz

rockbuch

Für meine Mutter

Du wusstest, früher oder später wird es was,
und weil das gar nicht so einfach ist, dachte ich mir,
bringen wir's gleich hinter uns. Ich hab dich lieb.

Titel der amerikanischen Originalausgabe: »It's Kind Of A Funny Story«
Text-Rechte: © 2006 Ned Vizzini, erschienen bei miramax books / Hyperion
© 2007 der deutschsprachigen Ausgabe
Rockbuch Verlag
ein Imprint der edel entertainment GmbH, Hamburg

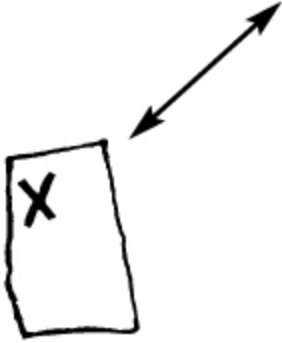
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Aus dem Amerikanischen von Silvia Morawetz und Werner Schmitz
Lektorat: Joern Rauser, Florian Lamp

eISBN 978-3-8419-0044-9

www.rockbuch.de

TEIL EINS: SO SIEHT'S AUS



eins

Es fällt so schwer zu reden, wenn man sich umbringen will. Und zwar ist es das vor allem anderen. Und ich jammere nicht bloß rum. Es tut körperlich weh, den Mund aufzumachen und die Wörter rauszuquetschen. Sie gehen dir nämlich nicht glatt über die Zunge, wie du sie gerade gedacht hast, und wie das bei den Wörtern normaler Leute der Fall ist; sie kommen in Bröckchen wie Eis aus dem Crusher, und du stolperst drüber, wenn sie sich hinter deiner Unterlippe ansammeln. Also hältst du lieber gleich den Mund.

»Ist euch schon mal aufgefallen, dass die Leute in der Fernsehreklame dauernd fernsehen?«, fragt mein Freund.

»Schwachsinn, Alter«, sagt mein anderer Freund.

»Nein, das stimmt«, sagt darauf mein anderer anderer Freund. »Dauernd sitzt einer auf einer Couch, außer die Reklame ist für Allergien, da gehn sie über ein Feld –«

»Oder reiten am Strand lang.«

»*Die* Reklame ist immer für Herpes.«

Gelächter.

»Wie bringt man jemandem überhaupt bei, dass man das hat?« Das kommt von Aaron. Er wohnt hier. »Muss ja ein

verrücktes Gespräch sein: ›Hey, bevor wir loslegen, solltest du wissen ...‹«

›Hat eure Moms gestern Abend nicht gestört.«

›*Ohhh!*«

›Alter!«

Aaron verpasst Ronny, dem Schwätzer, einen Stoß vor die Brust. Ronny ist klein und trägt Schmuck; er hat mal zu mir gesagt: *Craig, wenn ein Mann seinen ersten Schmuck anlegt, gibt's kein Zurück mehr.* Die Hand mit der dicken, losen Goldkette boxt zurück, scheppernd trifft sie Aarons Uhr.

›Alter, was machst du da mit meinem Gold, hä?« Ronny schüttelt die Hand und greift sich den Joint.

Aaron hat zu Hause immer was zu kiffen; er wohnt in einem Zimmer mit separater Entlüftung und abschließbarer Tür, das seine Eltern als Extrawohnung vermieten könnten. Um den Lichtschalter ist eine Schutzfolie geklebt, und seine Bettdecke ist mit schwarzen Kreisen gesprenkelt. Flecke sind da auch drauf, schimmernde Flecke, die auf gewisse Aktivitäten hindeuten, die zwischen Aaron und seiner Freundin stattfinden. Ich schau sie an (die Flecken, dann die beiden). Bin eifersüchtig. Dann aber bin ich wieder über Eifersucht hinaus.

›Craig? Willst du?«

Das Ding wird mir rübergereicht, aber ich gebe es weiter. Ich führe ein Experiment mit meinem Kopf durch, prüfe, ob das Gras womöglich das Problem ist; vielleicht ist das ja der Eindringling, der mich entführt hat. Das mach ich jetzt seit Wochen immer wieder mal, und dann rauche ich eine *Masse* Gras und teste, ob es vielleicht das *fehlende* Gras war, das mich entführt hat.

›Alles okay, Mann?«

So sollte ich heißen. Ich könnte ein Superheld sein. Der Alles-Okay-Man.

»Äh ...«, stammle ich.

»Nervt Craig nicht.« Das kommt von Ronny. »Er ist in der Craig-Zone. Ist weggetreten.«

»Ja.« Ich bewege die Muskeln, die bei mir das Lächeln erzeugen. »Ich bin ... irgendwie ... ihr wisst schon ...«

Merkt ihr, wie das mit den Wörtern ist? Die betrügen den Mund und spazieren davon.

»Bist du okay?«, fragt Nia. Nia ist Aarons Freundin. Sie und Aaron haben ständig Körperkontakt. Im Moment sitzt sie, an sein Bein gelehnt, auf dem Fußboden. Sie hat große Augen.

»Mir geht's gut«, sage ich. Der blaue Schimmer des Flachbildschirmfernsehers spiegelt sich in ihren Augen, als sie den Blick wieder darauf richtet. Wir sehen uns eine Doku über die Tiefsee an.

»Scheiße, sieh dir das an!«, ruft Ronny, der gerade Rauch ausstößt – keine Ahnung, wie das Ding so schnell wieder bei ihm gelandet ist. Ein Tintenfisch zieht über den Bildschirm. Er hat riesige, durchscheinende Ohren, gleitet im kalten Licht des Unterseeboots durch das Wasser.

»Wissenschaftler haben dieser Art den Kosenamen Dumbo gegeben«, sagt der Fernsehsprecher.

Ich lächle in mich hinein. Ich habe ein Geheimnis: Ich wünschte, ich wäre Dumbo, der Tintenfisch. An die Eiskälte auf dem Grund der Ozeane angepasst, würde ich dort friedlich herumpaddeln. Die großen Fragen meines Lebens wären, von welcher Sorte Schleim am Meeresgrund ich mich ernähre – da ist kein so großer Unterschied zu jetzt. Und dass ich keine natürlichen Feinde habe. Die hab ich zwar jetzt auch nicht, aber das hat mir nicht besonders viel gebracht. Doch auf einmal ergibt es schon einen Sinn: Gern würde ich unter Wasser leben, als Tintenfisch.

»Ich komm wieder«, sag ich und kraxel von meinem Platz auf der Couch, den Scruggs, ein Freund, der auf den Fußboden verbannt war, sofort in Beschlag nimmt. In einer flüssigen Bewegung kommt Scruggs hoch.

»Du hast nicht eins-fünf gerufen«, sagt er.

»Eins-fünf?« Ich versteh ihn nicht.

»Zu spät.«

Ich zucke die Achseln und steige über die Klamotten und Beine der Leute weg, hin zu der beigen Tür im Stil einer Wohnungstür; durch die durch, dann geh ich nach rechts: in Aarons warmes Badezimmer.

Bei Bädern hab ich ein System. Ich verbringe viel Zeit darin. Es sind Heiligtümer, über die ganze Welt verteilte öffentliche Ruheorte für solche wie mich. In Aarons Bad reinzugehen ist nichts anderes, als in meinem normalen Trott weiter Zeit zu verplempern. Als Erstes schalte ich das Licht aus. Dann seufze ich. Dann drehe ich mich um, der Tür zu, die ich gerade geschlossen habe, ziehe mir die Hose runter und lasse mich auf die Toilette plumpsen – ich setze mich nicht, sondern lasse mich wie einen Kadaver fallen und spüre, wie sich mein Hintern an den Sitz anschmiegt. Dann stütze ich den Kopf in die Hände und atme aus beim – na ja, ihr wisst schon – Pissen. Ich geb mir immer Mühe, das zu genießen, genau zu spüren, wie es rauskommt und mir klarzumachen, dass mein Körper das tut, weil er es tun muss, genauso wie essen, obwohl das nicht meine Stärke ist. Ich vergrabe das Gesicht in den Händen und wünsche mir, es könnte ewig weiterlaufen. Es fühlt sich so gut an! Man macht es und dann ist es getan. Man braucht sich dafür nicht anzustrengen und nichts zu planen. Man verschiebt es nicht auf später. Das wäre ja auch richtig verkorkst. Wenn man solche Probleme hätte, meine ich, dass man nicht pissen könnte. Wie magersüchtig, bloß halt bei Urin. Wenn

man das zurückhielte, um sich selber zu bestrafen. Ob das jemand tut?

Ich werd fertig und spüle, greife hinter mich, mein Kopf ist noch gesenkt. Dann stehe ich auf und mach das Licht wieder an. (Ob die gemerkt haben, dass ich im Dunkeln hier drin war? Ob denen aufgefallen ist, dass kein Licht durch den Türspalt kam? Ob Nia es gemerkt hat?) Dann schau ich in den Spiegel.

Ich seh so normal aus. Ich seh aus, wie ich immer ausgesehen habe, nicht anders als voriges Jahr im Herbst. Dunkles Haar, dunkle Augen, ein schiefer Zahn. Dichte Augenbrauen, die in der Mitte zusammenwachsen. Lange Nase, irgendwie schief. Pupillen, die von Natur aus groß sind – nicht vom Kiffen – und, ins Dunkelbraun übergehend, zwei tellergroße Augen entstehen lassen, richtige Löcher. Haarbüschel über der Oberlippe. Das ist Craig.

Außerdem sehe ich immer aus, als würde ich jeden Moment anfangen zu heulen.

Ich dreh das warme Wasser auf und klatsche es mir ins Gesicht, um was zu fühlen. In ein paar Sekunden muss ich wieder zurück und der Meute gegenüber treten. Dabei könnte ich doch noch ein bisschen im Dunkeln auf der Toilette sitzen bleiben, oder? Ich schaff es immer, dass ein Gang aufs Klo fünf Minuten dauert.

zwei

»Wie geht es Ihnen?«, fragt Dr. Minerva.

In ihrem Behandlungszimmer steht ein Bücherregal wie bei allen Seelenklempnern. Ich wollte eigentlich nicht *Seelenklempner* sagen, aber jetzt, wo ich schon so viele hinter mir habe, fühle ich mich doch dazu berechtigt. Es ist ein Erwachsenenwort und respektlos, und ich bin ja selbst schon fast ganz erwachsen und respektlos, also was soll's.

Jedenfalls steht bei ihr wie überall in den Zimmern der Seelenklempner lauter Fachlektüre im Bücherregal. Zuerst mal das *DSM*, das *Diagnostic and Statistical Manual*, in dem alle bekannten psychischen Störungen verzeichnet sind – macht Spaß, das zu lesen. Ganz schön dicke Schwarte. Richtig viel von dem, was da drinsteht, hab ich nicht – bloß *eine* große Sache. Aber durch das Blättern weiß ich Bescheid. Stehen tolle Sachen da drin. Es gibt eine Krankheit namens Undine-Syndrom, da verliert der Körper die Fähigkeit, unwillkürlich zu atmen. Wenn man sich das vorstellt! Man muss dauernd »atme, atme!« denken, sonst hört man auf damit. Die meisten, die das kriegen, sterben daran.

Wenn die Frau Doktor Format hat, hat sie (denn meistens ist es eine Frau und kein Herr Doktor) einen ganzen Haufen *DSMs* da rumstehen, die gibt es nämlich in verschiedenen Ausgaben – III, IV und V sind die gebräuchlichsten. Ein *DSM* II wird man wohl nicht finden. Das kam 1963 oder so raus. Es dauert um die zehn Jahre, ein neues rauszubringen, jetzt arbeiten sie an Ausgabe VI.

Du meine Güte, ich könnte selber Seelenklempner sein.

Zusätzlich zu den *DSMs* steht da ein ganzes Sortiment von Fachbüchern über psychiatrische Störungen, Bücher wie das *Arbeitsbuch Wege aus der Depression, Angst & Panikattacken: Ursachen und Heilung* oder *Gewohnheiten von Hocheffektiven*. Immer gebundene Ausgaben. Taschenbücher kommen in das Behandlungszimmer eines Seelenklempners nicht rein. Gewöhnlich findet sich auch ein Buch über Kindesmisshandlung, *Ins Herz getroffen* zum Beispiel. Einmal hat mich eine Ärztin dabei erwischt, wie ich mir das angesehen hab, und gleich gesagt: »In dem Buch geht es um Kindesmisshandlung.«

Und ich nur: »Hm-hm.«

Darauf sie: »Das ist für Menschen, die eine Missbraucherfahrung haben.«

Und ich bloß genickt.

»Haben Sie eine?«

Diese eine Ärztin hatte so ein verhutzeltes Altfrauengesicht und einen Schopf weißer Haare – ich bin nie wieder hingegangen. Was für eine Frage sollte das denn sein? *Natürlich* bin ich nicht missbraucht worden. Wenn, dann wäre ja alles so einfach. Dann hätte ich einen Grund dafür, mich bei Seelenklempnern rumzudrücken. Dann hätte ich eine Rechtfertigung und etwas, woran ich arbeiten könnte. Aber so was Ordentliches und Klares würde mir die Welt nie schenken.

»Mir geht's gut. Na ja, nicht gut – ich bin schließlich hier.«

»Ist damit irgendwas nicht in Ordnung?«

»Absolut nicht.«

»Sie kommen doch schon eine ganze Weile.«

Dr. Minerva trägt immer so erstaunliche Sachen. Nicht dass sie besonders sexy oder hübsch wäre, sie macht sich nur gut zurecht. Heute hat sie einen roten Pullover an und dazu einen roten Lippenstift in genau demselben Rot. Als ob sie in ein Farbengeschäft gegangen wäre, um alles abzustimmen.

»Ich möchte nicht hierher kommen müssen.«

»Na ja, Sie machen einen Prozess durch. Wie fühlen Sie sich?«

Sie gibt mir das Stichwort. Die Seelenklempner haben immer so eine Stichwortfrage. Ich hab schon welche gehabt, die sagten: »Na, wie ist es?«, oder: »Wie geht es uns?«, oder sogar: »Was passiert in Craigs Welt?« Das ändert sich nie. Es ist wie ihre Kennmelodie.

»Ich bin heute nicht gut aufgewacht.«

»Haben Sie gut geschlafen?«

»Das Schlafen war okay.«

Sie guckt vollkommen versteinert, sieht stur geradeaus. Ich begreife nicht, wie die das hinkriegen, dieses Psychologen-Pokerface. Psychologen sollten Poker spielen. Vielleicht machen sie das ja auch. Vielleicht sind sie diejenigen, die das ganze Geld im Fernsehen gewinnen. Und dann besitzen sie auch noch die Frechheit, meiner Mom hundertzwanzig Dollar pro Stunde abzuknöpfen. Sie kriegen den Hals nicht voll.

»Was ist passiert, als Sie aufgewacht sind?«

»Ich hatte einen Traum. Ich weiß nicht, was es für einer war, aber als ich aufgewacht bin, hab ich gemerkt – ich bin

wach! Schrecklich war das. Das hat mich wie ein Tritt in den Unterleib getroffen.«

»Wie ein Tritt in den Unterleib, verstehe.«

»Ich wollte nicht aufwachen. Mit dem Schlafen ging es mir viel besser. Und das ist echt traurig. Es war fast wie ein Albtraum andersrum, denn wenn man aus einem Albtraum aufwacht, ist man doch total erleichtert. Ich bin aber *in* einen Albtraum hinein erwacht.«

»Und was ist dieser Albtraum, Craig?«

»Das Leben.«

»Das Leben ist ein Albtraum.«

»Ja.«

Wir halten inne. Wohl ein kosmischer Moment. *Ohhh*, ist das Leben wirklich ein Albtraum? Wir brauchen zehn Sekunden, um darüber nachzudenken.

»Was haben Sie gemacht, als Sie merkten, dass Sie wach sind?«

»Ich hab im Bett gelegen.« Da waren noch mehr Dinge, die ich ihr sagen musste, Dinge, die ich zurückhielt: wie die Tatsache, dass ich heute Morgen im Bett *Hunger hatte*. Ich hatte gestern Abend nichts gegessen. Von den Hausaufgaben erschöpft, bin ich ins Bett gegangen, und kaum dass ich auf dem Kissen lag, wusste ich, dass ich am Morgen dafür würde büßen müssen, dass ich also *richtig* Hunger haben würde beim Aufwachen, dass ich die Grenze überschreiten würde, wo mein Magen so dringend etwas braucht, dass ich nichts essen kann. Ich bin aufgewacht, und mein Magen hat geschrien, war unter meiner schwächtigen Brust ganz ausgehöhlt. Ich wollte nichts essen. Beim bloßen Gedanken ans Essen hat es noch mehr wehgetan. Mir ist nichts eingefallen – kein einziges Nahrungsmittel –, mit dem ich klarkommen würde, außer

Mocca-Joghurt. Und gerade den Mocca-Joghurt hatte ich so *satt*.

Ich hab mich auf den Bauch gedreht und die Fäuste geballt und mir auf den Unterleib gepresst, als würde ich beten. Mit den Fäusten hab ich meinen Magen zusammengequetscht und zu dem Irrglauben verleitet, er wäre gefüllt. So hab ich eine Weile gelegen, warm, meine Gedanken sind gekreist, die Sekunden verstrichen. Nur der pure Drang, das *eine*, auf das ich mich immer verlassen kann, hat mich fünfzig Minuten später aus dem Bett gebracht.

»Ich bin aufgestanden, als ich pissen musste.«

»Aha.«

»Es war toll.«

»Sie urinieren gern. Das haben Sie schon erwähnt.«

»Ja. Es ist so einfach.«

»Sie mögen es einfach.«

»Geht das nicht allen so?«

»Manche Menschen blühen bei kniffligen Dingen richtig auf, Craig.«

»Na ja, ich nicht. Als ich hierher gekommen bin, dachte ich ... ich hab so eine Phantasie, da bin ich Fahrradkurier.«

»Ah.«

»Das wäre so einfach und direkt, und ich würde sogar dafür bezahlt werden. Es wäre ein Anker.«

»Und die Schule, Craig? Sie haben doch die Schule als Anker.«

»Die Schule breitet sich zu sehr aus, die zerteilt sich in tausend unterschiedliche Dinge.«

»Ihre Tentakel.«

Das muss ich ihr lassen: Dr. Minerva hat sich ziemlich schnell in meine Ausdrucksweise eingefuchst. *Tentakel* ist mein Wort – die Tentakel sind die grässlichen Aufgaben, die

in mein Leben eingreifen. Zum Beispiel letzte Woche die Stunde in amerikanischer Geschichte, in der ich einen Aufsatz über die Waffen im Unabhängigkeitskrieg schreiben sollte, wodurch ich genötigt war, zum Metropolitan Museum zu fahren und mich über einige der alten Waffen zu informieren, wodurch ich genötigt war, mit der U-Bahn zu fahren, wodurch ich genötigt war, eine Dreiviertelstunde ohne Handy und E-Mail auszukommen, was zur Folge hatte, dass ich nicht auf eine Rundmail meines Lehrers antworten konnte, der wissen wollte, wer Zusatzpunkte brauchte, was zur Folge hatte, dass andere sich die Zusatzpunkte schnappten, was zur Folge haben würde, dass ich keine 98 Punkte für den Kurs bekäme, was zur Folge haben würde, dass ich nicht mal annähernd einen Durchschnitt von 98,6 erreichen würde (kurz vorm Kochen, diese Temperatur musste man erreichen), was zur Folge haben würde, dass ich an kein gutes College käme, was zur Folge haben würde, dass ich keinen guten Job fände, was zur Folge haben würde, dass ich keine Krankenversicherung dabei hätte, was zur Folge haben würde, dass ich Unsummen für die Seelenklempner und Medikamente würde bezahlen müssen, die ich mit meinem Kopf brauchte, was zur Folge haben würde, dass ich nicht genug Geld hätte, um ein gutes Leben zu finanzieren, was zur Folge haben würde, dass ich mich schämte, was zur Folge haben würde, dass ich depressiv würde. Und das war der Oberhammer, denn ich wusste ja, was das bei mir bewirkte: Ich würde nicht aus dem Bett aufstehen, und dann käme es zum Allerschlimmsten – ich würde obdachlos werden. Wenn man lange genug nicht aus dem Bett kommt, kommen welche und nehmen einem das Bett weg.

Das Gegenstück zu den Tentakeln sind die Anker. Die Anker sind Dinge, die mein Denken beschäftigen und durch

die ich mich vorübergehend wohlfühle. Mit dem Fahrrad zu fahren ist ein Anker. Lernkärtchen machen ist ein Anker. Andern zuzusehen, wie sie bei Aaron Videospiele spielen, ist ein Anker. Die Antworten sind einfach und folgerichtig. Ich brauche nichts zu entscheiden. Es gibt keine Tentakel. Es gibt nur einen Haufen Aufgaben, die man in Angriff nimmt. Man braucht sich nicht mit anderen Leuten abzugeben.

»Was tun Sie, um einfach bloß faul zu sein, Craig?«

»Ich lieg tagtäglich mindestens eine Stunde sinnlos im Bett. Dann verträdel ich Zeit, indem ich hin und her laufe. Ich verträdel Zeit mit Nachdenken. Damit, dass ich den Mund halte und nichts sage, weil ich Angst hab, ich könnte stottern.«

»Haben Sie Probleme mit dem Stottern?«

»Wenn ich deprimiert bin, kommt es nicht richtig raus. Dann hör ich mitten im Satz auf.«

»Verstehe.« Sie schreibt was auf ihren Notizblock. *Craig, das kommt in deine Patientenakte.*

»Das mit dem Rad«, sage ich und schüttele den Kopf, »das ist nicht - «

»Was? Was wollten Sie gerade sagen?« Auch so ein Trick, den die Seelenklempner auf Lager haben. Sie lassen nicht zu, dass man mitten im Satz aufhört. Man braucht bloß den Mund aufzumachen, schon wollen Sie ganz genau wissen, was man sagen wollte. Zu den tiefsten Wahrheiten über uns gehört genau das, wo wir mittendrin beim Reden abbrechen; da sind sie sich alle einig, aber ich glaube, das sagen sie nur, damit wir uns bedeutend vorkommen. Eins steht mal fest: Es gibt sonst niemanden in meinem Leben, der sagt: »Moment, Craig, was wolltest du gerade sagen?«

»Ich wollte sagen, ich glaub, das Stottern ist kein ernstes Problem. Das ist nur eins meiner Symptome.«

»Wie das Schwitzen.«

»Genau.« Das Schwitzen ist grässlich. Es ist zwar nicht so schlimm wie das Nicht-Essen, aber es ist *verrückt* – kalter Schweiß, auf der ganzen Stirn, den ich alle zwei Minuten abwischen muss und der wie Hautkonzentrat riecht. Andere registrieren das. Es gehört zu den wenigen Dingen, die anderen auffallen.

»Jetzt stottern Sie nicht.«

»Das hier wird ja auch bezahlt. Ich möchte die Zeit nicht vergeuden.«

Schweigen. Jetzt führen wir einen unserer stillen Kämpfe: Ich sehe Dr. Minerva an und sie sieht mich an. Es ist ein Wettkampf, wer zuerst klein beigibt. Sie zieht ihr Pokerface; ich hab kein Extragesicht, das ich ziehen könnte, bloß das normale Craig-Gesicht.

Unsere Blicke treffen sich. Ich warte darauf, dass sie etwas Tiefsinniges sagt – das mach ich immer, obwohl es nie eintritt. Ich warte darauf, dass sie »Craig, Sie müssen das und das tun« sagt und dass es dann die Wende gibt. Ich wünsch mir diese Wende so dringend. Ich möchte, dass mein Denken wieder dort einrastet, wo es hingehört, und an Ort und Stelle bleibt, wie bis zum vorigen Jahr im Herbst. Damals war ich noch jung und witzig, und meine Lehrer sagten, ich ließe Unglaubliches erwarten. Und ich hab im Unterricht den Mund aufgemacht, weil ich die Welt so aufregend fand und so Kluges darüber zu sagen hatte. Ich wünsch mir die Wende so sehr. Ich warte auf den Satz, der sie auslöst. Das wird dann wie ein richtiges Wunder in meinem Leben sein. Aber kann Dr. Minerva Wunder bewirken? Nein. Sie ist eine dünne, sonnengebräunte Frau aus Griechenland, mit rotem Lippenstift.

Sie bricht das Schweigen als Erste.

»Zu Ihrem Radfahren, Sie haben gesagt, Sie wären gern Fahrradkurier.«

»Ja.«

»Sie haben schon ein Fahrrad, stimmt's?«

»Ja.«

»Und Sie fahren oft?«

»So viel nun auch wieder nicht. Mom erlaubt mir nicht, damit zur Schule zu fahren. Aber am Wochenende fahr ich in Brooklyn rum.«

»Wie fühlt es sich an, wenn Sie auf Ihrem Fahrrad herumfahren, Craig?«

Ich überlege kurz. »... Geometrisch.«

»Geometrisch.«

»Ja. *Du musst diesem Truck ausweichen* und so. *Diese Metallrohre nicht an den Kopf kriegen. Bieg rechts ab.* Es gibt festgelegte Regeln, und an die hält man sich.«

»Wie bei einem Videospiel.«

»Klar. Ich mag Videospiele. Allein das Zusehen. Schon als Kind.«

»Und dazu sagen Sie ja oft: damals, als Sie noch glücklich waren.«

»Genau.« Ich streiche mein Hemd glatt. Ich achte auch für diese kleinen Treffen auf mein Äußeres. Eine gute Khakihose und ein weißes Anzughemd. Wir brezeln uns beide auf, jeder für den anderen. Eigentlich sollten wir zusammen einen Kaffee trinken gehen und einen Skandal anzetteln – die griechische Therapeutin und ihr Freund, der Junge von der Highschool. Wir könnten berühmt sein. Das würde mir Geld einbringen und mich glücklich machen.

»Erinnern Sie sich an Dinge, die Sie glücklich gemacht haben?«

»Die Videospiele.« Ich muss lachen.

»Was ist so komisch?«

»Vorgestern bin ich bei mir die Straße langgegangen, und hinter mir ging eine Mutter mit ihrem Kind. Die Mutter

sagte: ›Also Timmy, darüber möchte ich keine Klagen von dir hören. Du kannst nicht den ganzen Tag lang PlayStation spielen.« Und Timmy: ›Ich *will* aber!‹ Da hab ich mich rumgedreht und zu ihm gesagt: ›Ich auch.««

›Sie wollen den ganzen Tag lang PlayStation spielen?«

›Oder zusehen. Ich will einfach nicht ich sein. Egal ob beim Schlafen oder beim Videospiele spielen oder beim Radfahren oder beim Lernen. Ich will meine Gedanken los sein. Darauf kommt es an.«

›Sie haben sehr klare Vorstellungen von dem, was Sie wollen.«

›Ja.«

›Was wollten Sie als Kind? Damals, als Sie glücklich waren. Was wollten Sie werden, wenn Sie erst mal groß sind?«

Dr. Minerva ist eine gute Ärztin, glaub ich. Das ist zwar nicht die Antwort, aber es war eine verdammt gute Frage. Was wollte ich werden, wenn ich erst mal groß bin?

drei

Als ich vier war, lief es so:

Unsere Familie wohnte in einer schäbigen Wohnung in Manhattan. Zu der Zeit wusste ich nicht, dass sie schäbig war, ich kannte noch keine andere Wohnungen, mit denen ich sie hätte vergleichen können. Die Rohrleitungen waren über Putz verlegt. Das ist nicht gut. Man möchte sein Kind nicht in einem Haus großziehen, in dem die Rohre über Putz liegen. Ich weiß noch: Da gab es ein grünes Rohr und ein rotes und ein weißes, und die liefen an der Ecke im Flur zusammen, direkt vor dem Bad, und sobald ich laufen konnte, hab ich mir die alle genau angesehen. Ich bin hingetipelt und hab die Hände so mit zwei Millimeter Abstand davor gehalten, um zu testen, ob sie heiß oder kalt waren. Eines war kalt, eines warm, und das rote war *richtig* heiß. Zwei Millimeter waren nicht genug. Ich hab mich daran verbrannt, und Dad, der das nicht gemerkt hatte («Es soll eigentlich nur nachmittags heiß werden»), hat mit Klebeband dunkelbraunes Schaumzeug drumgeklebt, aber Klebeband hat mich noch nie aufgehalten. Und an dem Schaumstoff zu zerren und darauf rumzukauen hat Spaß gemacht, da hab ich ihn abgerissen und drauf rumgekaut,

und als dann andere Kinder zu uns kamen, hab ich sie angestachelt, das wieder freigelegte Rohr anzufassen. Ich hab behauptet, jeder, der dort reinkommt, *müsse* das Rohr anfassen, sonst wäre er ein Waschlappen, ein Wort, das Dad aus dem Fernsehen hatte. Ich fand es toll, denn es hatte zwei Bedeutungen: einmal das Ding zum Waschen, das im Bad am Haken hing, und dann das, womit man Leute dazu brachte, etwas Bestimmtes zu tun. Genau wie *Huhn*, das hatte auch zwei Bedeutungen: der Vogel, der herum lief, und das weiße Zeug, das man aß. Manche fassten das heiße Rohr aber auch an, wenn man *dummes Huhn* zu ihnen sagte.

Ich hatte ein eigenes Zimmer, war darin aber nicht gern allein. Der einzige Raum, in dem ich mich gern aufhielt, war das Wohnzimmer, und zwar unter dem Tisch, auf dem all die Enzyklopädien lagen. Ich baute mir eine kleine Höhle, zog eine Decke über mich und arbeitete darin mit einer Lampe, die Daddy mir gebastelt hatte. Ich beschäftigte mich mit Landkarten. Landkarten hatte ich sehr gern. Ich wusste, dass wir in Manhattan wohnen, und besaß auch eine Straßenkarte davon, einen Atlas von Hagstrom, der alle fünf Boroughs verzeichnete mit all den jeweiligen Straßen. Ich konnte auf der Karte ganz genau zeigen, wo wir wohnten: an der Ecke 53rd Street und 3rd Avenue. Die Third Avenue war eine gelbe Straße, weil es eine Avenue war, breit und lang und wichtig. Die Fifty-Third Street war eine kleine weiße Straße und zog sich quer durch Manhattan. Straßen verliefen quer, Avenues nach oben und nach unten; mehr brauchte man sich nicht zu merken. (Dad half mir auch beim Einprägen, wenn wir rausgingen und uns Pfannkuchen holten. »Möchtest du deine in Streets und Avenues geschnitten haben, Craig?«, hat er mich immer gefragt. Und ich immer: »Ja!«. Und er hat ein Gitter in den Stapel

Pfannkuchen geschnitten, und unterwegs haben wir jede Straße und jede Avenue aufgezählt und aufgepasst, dass wir auch ja zur Ecke 3rd Ave. und 53rd Street kamen.) Das war ganz einfach. Und wenn man schon richtig weit war (so wie ich, hm-hm), wusste man, dass die geraden Straßen Einbahnstraßen nach Osten und die ungeraden Einbahnstraßen nach Westen waren. Und alle paar Straßen kamen dicke gelbe dazwischen, so wie die Avenues zum Beispiel, die in beiden Richtungen befahrbar waren. Das waren die berühmten Straßen: die 42nd Street, die 34th Street. Von unten nach oben lautete die komplette Liste: Chambers St., Canal St., Houston St., 14th St., 23rd St., 34th St., 42nd St., 57th St., 72nd St. (in den 60ern gab es keine breiten Straßen; die wurden übergangen), 79th St., 86th St., 96th St., und dann war man in Harlem, wo Manhattan endgültig zu Ende war, jedenfalls für kleine Jungs, die sich unter Enzyklopädien Höhlen bauten und Landkarten ansahen.

Ich hatte die Manhattan-Karte kaum gesehen, da wollte ich sie schon zeichnen. Ich sollte doch wenigstens in der Lage sein, die Stadt zu zeichnen, in der ich wohnte. Deshalb fragte ich Mom nach Pauspapier, sie kaufte mir auch welches, ich nahm es in meine Höhle mit und fing gleich mit der ersten Karte aus dem Hagstrom-Atlas an - mit Downtown, wo die Wall Street und die Börse lagen. Und richtete meine Lampe darauf. Die Straßen hier unten waren der reine Wahnsinn, die waren gar nicht in Straßen und Avenues geordnet, hatten bloß Namen und sahen aus wie Mikadostäbchen. Doch bevor ich überhaupt an die Straßen denken konnte, musste ich erst mal das Land richtig hinkriegen. Manhattan war im Grunde ja auf Land gebaut. Wenn irgendwie Straßen aufgerissen wurden, sah man's unter dem Belag - richtige Erde! Und das Land beschrieb

unten an der Spitze der Insel einen bestimmten Bogen, gekrümmt wie ein Dinosaurierkopf, rechts hucklig und links gerade, ein majestätisch geschwungenes unteres Ende.

Ich drückte mein Pauspapier nach unten und versuchte die Linie des unteren Manhattan nachzuziehen.

Ich schaffte es nicht.

Ich meine: es war lächerlich. Meine Linie hatte mit der echten nichts zu tun. Ich verstand das nicht – ich hielt das Pauspapier doch fest. Ich sah auf meine kleine Hand. »Halt still«, sagte ich zu ihr, knüllte das Papier zusammen und probierte es noch einmal.

Die Linie stimmte wieder nicht. Ihr fehlte der Schwung.

Ich zerknüllte das Papier und probierte es zum dritten Mal.

Diese Linie war sogar noch schlimmer als die vorherige. Manhattan sah kantig aus.

Ich probierte es wieder.

Oh Mann, jetzt sah es aus wie eine Ente.

Knüll.

Jetzt sah es aus wie ein *Haufen Scheiße*, noch ein Ausdruck, den ich von Dad aufgeschnappt hatte.

Knüll.

Jetzt sah es aus wie eine Birne.

Es sah aus wie alles andere, bloß nicht so, wie es aussehen sollte: wie Manhattan. Ich bekam es nicht hin. Mir war nicht klargewesen, dass man, um etwas durchzupausen, einen Zeichentisch haben sollte, von unten beleuchtet, und dazu Klemmen, die das Papier hielten, statt der zitternden Hand eines Vierjährigen, und deshalb hielt ich mich für einen Versager. Im Fernsehen sagten sie immer, man könne alles, was man wolle, und jetzt versuchte ich etwas und kriegte es nicht hin. Ich würde es nie schaffen. Ich knüllte den letzten Bogen Pauspapier zusammen und

fang in meiner Höhle an zu schluchzen, den Kopf in die Hände gestützt.

Mom hörte mich.

»Craig?«

»Was ist? Geh weg!«

»Was hast du denn, Liebling?«

»Mach ja nicht den Vorhang auf! *Lass zu!* Ich hab hier Sachen drunter.«

»Warum weinst du denn? Was ist los?«

»Ich kann es nicht.«

»Was denn?«

»Nichts!«

»Sag's Mami, komm schon. Ich zieh das Laken hoch –«

»Nein!«

Ich sprang ihr ins Gesicht, als sie das Bettlaken so zur Seite zog, dass die Bücher ins Rutschen gerieten. Mom warf die Arme hoch und hielt die Bücher auf, rettete uns beide davor, sie über den Kopf zu kriegen. (Eine Woche später ließ sie Dad die Enzyklopädien an einen anderen Platz räumen.) Da sie die Hände voll hatte, rannte ich – tränenüberströmt, wie ich war – durchs Zimmer, wollte ins Bad und mich dort bei ausgeschaltetem Licht aufs Klo setzen und mir warmes Wasser ins Gesicht spritzen. Aber Mom war zu schnell. Sie schob die dicken Bücher auf den Tisch zurück, fing mich im Rennen auf und hob mich mit ihren dünnen Armen, an deren Ellbogen man die Haut vom Knochen abziehen konnte, hoch. Ich trommelte mit den flachen Händen auf sie ein.

»Craig! Wir *schlagen* Mami nicht!«

»Ich kann es nicht, ich kann es nicht, ich *kann* es nicht!«
Ich schlug sie.

»*Was denn nicht?*« Sie drückte mich so fest an sich, dass ich die Arme nicht mehr bewegen konnte. »*Was* kannst du nicht?«

»*Ich kann Manhattan nicht zeichnen!*«

»Huch?« Mom schob den Kopf nach hinten und wandte mir ihr Gesicht zu. »*Das hast du da unten probiert?*«

Ich nickte schniefend.

»Du wolltest Manhattan zeichnen? Mit dem Pauspapier, das ich dir mitgebracht habe?«

»Ich kann es nicht.«

»Craig, das kann *niemand*.« Sie lachte. »Das einfach so freihändig zu zeichnen, das kannst du nicht können. Das ist unmöglich.«

»Wie zeichnen die denn dann die Landkarten?«

Mom verstummte.

»Siehst du? Siehst du? Irgendjemand kann es doch.«

»Die haben auch *Geräte* dafür, Craig. Das sind Erwachsene, und sie haben spezielle Werkzeuge, die sie dafür verwenden.«

»Dann brauch ich eben diese Werkzeuge.«

»Craig.«

»Kaufen wir welche!«

»Liebling.«

»Kosten die viel Geld?«

»Liebling.«

Mom setzte mich auf das Sofa, das sich nachts für sie und Dad in ein Bett verwandelte, und setzte sich neben mich. Ich weinte nicht mehr. Ich schlug nicht mehr um mich. Damals war mit meinem Kopf noch alles in Ordnung, ich landete nicht dauernd auf irgendwelchen toten Gleisen.

»Craig«, sagte sie seufzend und sah mich an. »Ich habe eine Idee. Anstatt die Manhattan-Karte nachzuzeichnen könntest du doch versuchen, eigene Karten zu machen, von Plätzen, die *du dir selber ausdenkst*.«

Näher bin ich einer Epiphanie bisher noch nicht gewesen.

Ich konnte mir eine eigene Stadt machen. Konnte meine eigenen Straßen nutzen. Konnte einen Fluss da hinzeichnen, wo ich ihn haben wollte. Konnte den Ozean da hinzeichnen, wo ich ihn haben wollte. Die Brücken genauso - wo ich wollte, und ich konnte einen großen Highway mitten durch die Stadt zeichnen, wie Manhattan einen haben sollte, aber nicht hatte. Ich konnte mir ein eigenes U-Bahnnetz ausdenken. Konnte Straßennamen so erfinden, wie ich wollte. Ich konnte mein eigenes Straßengitter haben, das sich bis zu den Rändern der Karte erstreckte. Ich lächelte und umarmte Mom.

Sie besorgte mir dicken Zeichenkarton - weißes Zeichenpapier. Als ich größer wurde, nahm ich dann lieber einfaches weißes Computerpapier. Ich kroch wieder in meine Höhle, schaltete das Licht an und begann mit meiner ersten Karte. Und das tat ich die nächsten fünf Jahre lang - in der Schule hab ich nie irgendwie herumgekritzelt, sondern immer Karten gezeichnet. Und zwar Hunderte. Wenn ich eine fertig hatte, zerknüllte ich sie; ich hatte sie gezeichnet, darauf kam es an. Ich hab Städte im Ozean gemacht, Städte, in denen sich zwei Flüsse in der Mitte treffen, Städte mit einem breiten, gewundenen Fluss, Städte mit Brücken, mit verrückten Autobahnkreuzen, Kreisverkehren und Boulevards. Ich hab Städte erfunden. Das hat mich glücklich gemacht. Das war mein Anker. Und bis ich neun wurde und mit den Videospiele anfang, wollte ich das werden, wenn ich groß war: Kartograph.

vier

»Ich wollte Karten zeichnen«, sagte ich zu Dr. Minerva.

»Karten wovon?«

»Städten.«

»Am Computer?«

»Nein, von Hand.«

»Okay.«

»Ich glaube nicht, dass der Markt dafür sehr groß ist.« Ich lächle.

»Vielleicht nicht, vielleicht aber doch.«

Typisch Seelenklempner, diese Antwort.

»Mit einem Vielleicht kann ich nichts anfangen. Ich muss Geld verdienen.«

»Über Geld sprechen wir das nächste Mal. Wir müssen jetzt Schluss machen.«

Ich sehe auf die Uhr. 7:03. Sie gibt immer drei Bonusminuten.

»Was wirst du tun, wenn du hier wieder gehst, Craig?«

Das fragt sie jedes Mal. Was werde ich tun? Ich gehe heim und flippe aus. Ich setze mich mit meiner Familie hin und rede nicht über mich selbst und das, was schiefgelaufen ist, wenn ich es vermeiden kann. Ich werd versuchen, was zu

essen. Dann werd ich versuchen, ein bisschen zu schlafen. In Bezug auf gutes Funktionieren kann ich nicht mit Glanzleistungen aufwarten.

He, Soldat, was ist?

Ich kann nicht schlafen und nicht essen, Sir!

Soll ich dich mit Blei vollpumpen, Soldat? Würde dich das motivieren?

Das kann ich nicht sagen, Sir. Vermutlich könnte ich immer noch nicht schlafen und nicht essen, hätte von dem Blei nur einen schwereren Kopf.

Los, hoch jetzt und kämpfen, Soldat! Der Feind ist da!

Der Feind ist zu stark. Ich kann ihn nicht bekämpfen. Der ist zu schlau.

Du bist auch schlau, Soldat.

Nicht schlau genug.

Du willst also einfach aufgeben?

Das ist der Plan.

»Ich werd einfach dranbleiben«, sage ich zu Dr. Minerva.
»Mehr kann ich nicht machen. Ich bleibe dran und hoffe, dass es besser wird.«

»Nehmen Sie Ihre Tabletten?«

»Ja.«

»Nehmen Sie Ihre Termine bei Dr. Barney wahr?«

Dr. Barney ist der Psychopharmakologe. Er ist derjenige, der mir meine Medikamente verschreibt und mich zu Leuten wie Dr. Minerva schickt. Auf seine Art ist er selber wie ein Trip: ein kleiner, dicker Weihnachtsmann mit Ringen an den feisten Fingern.

»Ja, im Lauf der Woche.«

»Sie halten sich an seine Anweisungen.«

Ja, Doktor. Ich mach ja, was Sie sagen. Ich mach ja, was ihr alle sagt.

»Hier.« Ich reiche Dr. Minerva den Scheck von meiner Mutter.

fünf

Meine Familie hat es nicht verdient, sich mit mir herumplagen zu müssen. Sie sind gute Leute, solide, fröhlich. Wenn ich mit ihnen zusammen bin, denke ich manchmal, ich wär im Fernsehen.

Wir wohnen in einer Wohnung in Brooklyn - viel besser als die damals in Manhattan, aber immer noch nicht gut genug, nichts, auf das man *stolz* sein könnte. Brooklyn ist ein dicker, fetter Klecks mit einer hässlichen Form auf der gegenüberliegenden Seite von Manhattan. Es sieht aus wie Jabba the Hutt beim Geldzählen. Seine Brücken verbinden es mit Manhattan, es ist durchzogen von Kanälen und Bächen - dreckigen grünen Wasserstreifen, die einen daran erinnern, dass es früher mal ein Sumpf war. Bebaut ist es mit braunen Stein- und Kalksteinhäusern - hellen und dunklen, die dastehen wie Zaunpfähle und dauernd von Indianern renoviert werden, und alle sind verrückt auf diese Häuser und bezahlen Millionen von Dollar dafür, dass sie in einem wohnen können. Doch davon abgesehen macht Brooklyn nicht allzu viel her. Es ist eine Schande, dass wir aus Manhattan weggezogen sind, wo all die Leute wohnen, die wirklich was zu sagen haben.